

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Was es war? — Kind, sie sprechen doch: wenn es so klopft, dreimal! — in der Stunde stricht eins im Hause.“

„Ach, fängst du auch wieder an mit dem Unsinn?“

Und enger zog Marga die Bettdecke um sich.

„Ich weiß nicht, Magri — es ist auch mit einemmal so still geworden im Hause. Bis vor einer Viertelstunde noch dies Getobe drüben in der Gaststube, und dann mit eins wie abgeschnitten. Sie sind gegangen, alle miteinander ganz plötzlich. Und jetzt wimmert der Hund da drüben so jämmerlich. Zimmerfort — hör' doch nur, wie er sich rent!“

Marga lauschte, und deutlich vernahm sie jetzt die leisen, langgezogenen Klageklänge. Da lief es kalt über sie hin.

„Da — das hört sich wirklich ganz schauerlich an.“

Und sie richtete sich vom Lager auf. Ihr Blick suchte in plötzlicher Angst das Antlitz der Greisin.

„Was sollen wir denn nun tun, Großmutter?“

„Den Mannes wecken.“

„Der ist ja heute wieder in Köfn geblieben.“

„Dann den Vater.“

Marga nickte. Hastig erhob sie sich und hüllte sich in die notwendigsten Kleider. So eilte sie mit dem Licht aus dem Zimmer. Doch gleich war sie wieder da.

„Großmutter — der Vater ist nicht in seinem Zimmer!“

„Nicht?“

„Nein! Als er auf mein Klopfen nicht antwortete, trat ich ein — aber sein Bett ist noch unberührt.“

„Wo soll er denn aber nur sein?“

Ein Schweigen. Aus den dunkeln Winkeln des Gemachs, das nur die Kerze in dem Leuchter spärlich erhellte, kroch es an Marga heran. Aber noch einmal entwand sie sich dem Grauen.

„Vielleicht ist er mitgegangen mit den andern?“

Die Reusch-Mutter schüttelte langsam das Haupt. Ein schwerer Ernst lag plötzlich auf dem alten Antlitz. Und nun erhob sie sich.

„Komm!“

„Wohin denn?“

„Hinüber ins Gastzimmer, wo der Hund so heult.“

„Großmutter — ich hab' solche Angst!“

„Komm!“

Fast streng klang es. Da gehorchte Marga. Aber ihre Hand griff nach dem Arm der Blinden. Bebend drängte sie sich an die alte, hilflose Frau.

So schritten sie hinüber nach dem Gastzimmer und öffneten.

Noch Licht in der Hängelampe? Trotzdem kein Mensch mehr hier war! Und Margas Auae drang durch den schwe-

ren, bläulichen Tabaksdunst über die lange Tafel hin. Die Angst wich im Moment einem Ekel. Dieser kalte Dunst von Tabak und verschüttetem Wein, die Batterien von Flaschen, umgestürzte Stühle — wie widerwärtig das alles!

Doch nun ein Aufwinkeln und Scharren, hinten unterm Sofa. Diana kam eilig hervorgekrochen und jetzt zu ihnen, hell aufsehlend — wie um Schutz zu suchen.

Da fiel es Marga Reusch von neuem an. Eine würgende Angst. Ihre Augen, die sich jetzt an den Qualm gewöhnt hatten, richteten sich nach dem Sofa, in einem Suchen, einem grauenvollen Ahnen, und plötzlich krallten sich ihre Finger um den Arm der Großmutter.

„Was siehst du?“

„Der Vater! — Da — auf dem Sofa!“

Und sie warf den Kopf gegen die Schulter der alten Frau, um dem schrecklichen Anblick zu entgehen, klammerte sich zitternd fest an der schwachen Greisin.

Eine Weile stand die Blinde, ohne sich zu rühren. Dann sagte sie seltsam ruhig:

„Ich wußte es.“

Und nun löste sie sich von der Enkelin.

„Führ' mich hin zu ihm.“

„Ich kann nicht!“

„Bist du so feige?“

Da leitete Marga die Großmutter zum Sofa hin, die Augen starr weggewandt. Doch dann riß sie sich los, geschüttelt von Grauen.

„Ich wecke die andern!“

Und sie stürzte davon.

Die Blinde aber tastete nach den Händen des Toten, fand sie und legte sie übereinander. Dann stand sie neben dem Lager, stumm und unbeweglich, und dicht neben ihr der Hund. Still war er jetzt geworden. Und es war etwas Ergreifendes in dem trauervollen Blick, den er auf den toten Herrn heftete. Wie wenn die gejangene Seele in seinem tierischen Leib den letzten Geheimnissen der Natur doch näher stand, als Menschenhochmut ahnte. Die Reusch-Mutter aber litt verstehend den armseligen Hund am Lager des Toten. Sie hatte ihre mageren Finger gefaltet und die lichtlosen Augen niedergesenkt auf den hingeschiedenen Sohn, als vermöchten sie ihn zu sehen.

Und sie sahen ihn auch. Als kleines, unmißbares Kind, das ihrem Mutterherzen und ihrer Mutter Sorge nahe gewesen — lange Jahre hindurch. Da bewegten sich ihre welken Lippen leise.

„Hannes.“

Durch die Fenster des wüsten Zechgemachs drang lautlos von draußen der erste Schein des Tags. Fernher aus der Ewigkeit. Und er legte sich auf die kalte Stirn dort auf dem Lager wie eine ernste, feierliche Hand: Jetzt bist du mein!

*

Am dritten Tage darauf begraben sie den Reusch-Hannes. Es war eine große Angelegenheit für den ganzen

Rauhen Grund. Der Hirschwirt war ja weithin bekannt und angesehen gewesen Zeit seines Lebens. So gab ihm denn ein langer Trauerzug das Geleit, mit vielen schwarz umflorten Bannern. Voran die Grüne Gilde mit ihrem Hauptmann, Obersteiger Hannschmidt, und der Fahne. Freilich, der Ehrenvorsitzende, der Herr von Grund, war zu Hause geblieben. Er war ein guter Hasser noch übers Grab hinaus, und er hatte es dem Keusch-Hannes nie verziehen, daß er ihm damals so übel mitgespielt bei der Grubenverschmelzung. Aber er hatte doch einen Vertreter geschickt vom Adligen Hause, seinen Neffen, den Eberhard von Selbach, der noch immer dort zu Besuch war. Der ging jetzt, stattlich anzusehen in seiner Offiziersuniform, neben dem Hauptmann der Grünen Gilde mit im Zuge. Auf Hannschmidts anderer Seite schritt Gerhard Bertsch. Aber die beiden vornehmsten Gäste bei der Trauerfeier hatten sich vorhin beim ersten Begegnen nur mit einem kalten, formellen Verneigen begrüßt. Ohne ein Wort. Nun sahen sie star gerabreus, alle beide.

Es war überhaupt ein trübheliges Begräbnis trotz all der Ehren. Unaufhörlich rieselte der Regen nieder, während sich der Zug durchs Dorf wand. Unter dem gewölbten Dach der zahllosen Regenschirme anzusehen wie eine riesige, schwarze Schildekröte, die langsam den Weg entlang kroch. Dichter, weißgrauer Dunst lauerte im Tal und verschlang die Berge droben. Schmutzig, gelbgrau, hingen die Rauchfahnen an den Kaminen von Christiansglück, wo der Trauerzug vorbeiführte, auf dem Weg zum Friedhof droben am Waldbrand. Naß glänzten Holz und Eisen auf dem Werkplatz, an den Schuppen und Ladebühnen. So weit entfernt sahen alle Dinge in der dicken, feuchten Luft. Geduckt schlich sich der Rauch aus den Erzhäusern vor den Kofstößen über den Boden hin und erfüllte die ganze Umgebung mit seinem äpen, säuerlichen Dunst. Ein dichter, weißer Schleier. Bisweilen verschwanden die Baulichkeiten des Bergs ganz darin. Nur oben hingen, seltsam und unwahrscheinlich nach unten abgeknitten, die dunkeln Umrisse von Kaminen und Kühlern wie frei in der Luft. Dampf stieg aus dem Dunst drinten im Tal, vom Unterdorf her, das Glodenläuten herauf, und als erstes Echo antworteten die Trauerchoräle des Posaunenchorst, mit dem die „Sinen“, die Brüder vom Gebetsverein, dem Toten das Geleit gaben.

Und dann war der Zug auf dem Friedhof angelangt. In langem Spalier stellten sich hier die Vereine mit ihren Bannern vom Kirchhofstor bis zur Leichenhalle auf. Eine Ehrentrabe, durch die nun, von der Trauerkutsche her, Pfarrer Burgmann geschritten kam, an seinem Arm die alte, blinde Frau aus dem Hirschen, die Mutter des Keusch-Hannes. Und hinter diesem Paar seine beiden Kinder.

Viele Blicke trafen Marga und ihren Bruder auf diesem Gange. Und in manchen versteckte sich nur schlecht der Neid. Die hatten nun nichts mehr zu sorgen! In Ruhe konnten sie verzehren, was der da vorn im Sarge zusammengerafft hatte in seinem Leben. Mocht' ein schöner Bagen sein!

Nun schritten die Leidtragenden mit dem Geistlichen auch vorn bei den Ehrengästen vorüber. Ein betroffenes Staunen stand in den Mienen Eberhard von Selbachs. Er hatte im Adligen Hause schon manches gehört von Marga Keusch. Aber so schön hatte er sie sich doch nicht vorgestellt! Ohne jemanden anzublicken, schritt sie neben dem Bruder dahin. Stolz aufgerichtet. Aus dem düsteren Gewand, das ihre schlankte Gestalt eng umschloß, rauschte es knisternd auf bei jedem Tritt. „Alles auf Seide gearbeitet!“, flüsterete es irgendwo aus Frauenmund. Hässlich und doch begehrllich.

Jetzt kamen die Vier gerade an Gerhard Bertsch vorüber. Starr hing sein Auge an dem Banner der Grünen Gilde, das sich vor dem Geistlichen salutierend senkte. In Margas Gesicht flog es wie ein Beben um die Nasenflügel. Marmorblau schimmerte ihr Antlitz unter dem dichten, schwarzen Schleier hindurch. Doch hoch trug sie ihr Haupt, von dem der Krepp hinten düster und schwer niedervallte, bis zu Boden saß.

Wie eine Königin! dachte Eberhard von Selbach. Und sein Auge hing an ihren schlanken Linien, bis sie in der Halle verschwunden war. Dann folgte er auch er neben dem Werkdirektor von Christiansglück, als erste des Trauergeleits.

In Gerhard Bertschs Bügen stand jetzt wieder die alte Festigkeit. Ja, ein fast herausfordernd scharfer Zug. Was war das da eben gewesen? Während Pfarrer Burgmann im Vorübergehen an all den andern Vereinen bei der ge-

senkten Fahne dankend genickt, hatte er hier, bei ihm und Hannschmidt neben dem Banner der Grünen Gilde, kalt vorbeigesehen, als wären sie Luft. Und es war nicht unbemerkt geblieben. Von allen Seiten hatten sich die Augen hergewandt — erstaunt, betroffen.

Verstreut hörte Bertsch nur auf die Trauerzeremonie hin. Burgmann machte es auch kurz. Nun hatte er seinen Segen gesprochen. Die Träger, acht Kameraden des Keusch-Hannes von der Grünen Gilde, nahen sich in ihren Schützenuniformen und ergriffen die Bahre, um sie nach der Gruft zu tragen.

Nach dem Landesbrauch würden die Frauen dorthin nicht folgen. So trat denn Gerhard von Selbach als erster der Trauerversammlung zu den Hinterbliebenen, um sein Beileid auszusprechen. Der Sohn Keuschs stellte ihn den beiden Frauen vor. Jeder in der Halle blickte neugierig herüber, wie der Vertreter des Adligen Hauses sich nun vor Marga Keusch verneigte in seiner glänzenden Uniform. Tief und respektvoll. Und jetzt reichte sie ihm dankend die Hand. Ueber das schöne, blasse Gesicht unter dem Schleier glitt es wie ein Hauch befriedigten Stolzes.

Auch Gerhard Bertsch gewahrte es, und zwei Falten gruben sich ihm tief um die Mundwinkel. Sie standen jetzt oft dort und gaben seiner Miene etwas Hartes, Verächtliches. Kurz wandte er sich ab und schloß sich Hannschmidt an, der mit der Grünen Gilde dem Sarge nachfolgte zur Gruft.

Alle waren sie jetzt dort versammelt in dem strömenden Regen, um die offene Gruft, neben der der Sarg stand. Zunächst der Bahre die Fahnen mit den Abgeordneten der Vereine. Hinter dem Banner der Grünen Gilde zwölf Mann unter Gewehr. Sie sollten dem dahingegangenen Kameraden die dreimalige Ehrensalue über das Grab feuern.

Nun öffnete sich eine Gasse in der dichten Menge. Pfarrer Burgmann trat an die Gruft. Trotz des eiskalten Novemberregens barhäuptig. Abermals senkten sich vor dem weißhaarigen, knorrigen Alten all die Fahnen und entblöhten Degen tief zur Erde. Schwiegend überflog sein Auge die Reihe der bunten goldgestickten Embleme. Doch wie er nun an das Banner der Grünen Gilde kam, da flammten unter den weißen Brauenbüschen plötzlich Zornesblitze hervor. Festig rechte sich sein Arm gegen die Fahmenträger und seine beiden Begleiter aus.

„Ja — da steht ihr nun mit eurem Panier und trauert! Aber wird euch nicht der Boden zu heiß unter euren Füßen hier an diesem Grabe? Habt ihr dem da —“ er wies zu dem Sarge hin — „nicht zum Tode verholfen? Zu einem unseligen Ende, unvorbereitet, ohne den Trost der Kirche — mitten heraus aus wüster Bällerei? Saufen — das ist eure ganze Kameradschaft! Daß ich es euch einmal sage, laut vor aller Welt, in die verrotteten Gewissen hinein. Und Gott der Herr hat euch das Zeichen geschickt, daß es euch zurufe wie Posaunengeschmetter: Kehrt um! Ehe es zu spät ist — ehe auch ihr hinsahrt in euren Sünden, gleich diesem hier!“

Atemlose Stille war eingetreten. Wie niedergeschmettert standen alle die Hunderte ringsum und starrten zu den Abgeordneten der Grünen Gilde bei ihrer Fahne hin.

(Fortsetzung folgt.)

Schwarz-Gelb.

Von Rudolf Michael.

Ueber den polnischen Kestern lag der Schnee in weiten Wellen. Der Wind saßte die paar Tannen und Büsche, daß sie zitternd und trübend die weiße Last abzuschütteln suchten. Aber immer wieder deckte der leise Schnee sie zu.

Dann und wann hallte über die offenen Felder ein Schuß, vervielfältigt wie der Ruf in einer weiten Halle. Das waren streifende Patronen, die auf schwierigen Wegen das breite Vorgefelde durchzogen. Oesterreicher und Deutsche lagen gemeinsam in diesem Hügeland den Russen gegenüber.

Jetzt wurde das Schießen lebhafter. Sie hatten ein Ziel. Den Gegner sahen sie im Schatten durch das im Schneewirbel verschwimmende Licht. Dann wurde es wieder stiller. Noch ein paar Schüsse, als hätten sie sich verirrt. Und dann das Schweigen.

Der österreichische Schwarmführer Tubinger lag schon seit dem grauen Morgen mit seinen drei Mann an derselben Stelle hinter ein paar zerzausten Tannen und wartete, der Schnee sollte nachlassen und das Licht freier werden. Aber er wartete umsonst. Jetzt am Nachmittag mußte er mit seinen Leuten häufiger schießen. Denn oft sah er in der verwehten Ferne einen Russen über den

hellen Schnee laufen. Aber noch konnte er sich nicht weiter wagen. Und so hoffte er auf die Dämmerung.

Der Schnee ließ nach. Aber eine starke russische Kavallerie-Abteilung hielt die vier Oesterreicher fest hinter ihrer fargen Deckung. Die Glieder wurden ihnen steif. Denn der Schnee deckte sie zu, und erheben konnten sie sich nicht. Das Auge wollte müde werden. Aber der Feind war unruhig, zeigte sich hier und da und zwang sie zum wachen.

Da entschloß sich Tubinger, die Nacht auszuharren und am Morgen vorzugehen. Sie bedekten sich gegenseitig mit ein paar Haeigen zu und wachten. Tubinger wußte, was er wagte. Aber er blieb. Sie teilten sich in ihr bißchen Brot und Kaffee, denn ihr Gepäd hatten sie bei der Truppe gelassen. Und morgen gab es ja auch wieder etwas, wenn sie zurückkamen.

Sie schossen in Zwischenträumen die ganze lange Nacht. Und die Russen schienen wirklich zu glauben, daß ihnen eine ganze Kompanie gegenüberliege. Denn sie blieben, wo sie waren und knallten in die Nacht hinein.

Der Morgen kam müde. Und mit dem Licht kam wieder der Schnee. Tubinger wartete zwei, drei Stunden. Die Luft blieb dick von den rieselnden Flocken.

Da mußten sie zurück. Denn der Hunger und die Kälte waren ärger als die Kissen. Aber in dem weichen, tiefen Schnee gab es gar kein Krüchen. So mußten sie laufen. Auf einen halbblauen Pfiff ihres Führers sprangen sie auf und sprangen zurück, so gut es die steifen Beine erlauben wollten.

Die Russen sandten ihnen Salven nach. Die Klagen half ärgerlich, halb wütend. Und die vier schleppten sich wie Rahme über die naßkalte Erde. Prasselnd jagten ihnen die Kugeln nach. Da fielen zwei von Tubingers Leuten. Der Schnee deckte sie zu. Und das Blut färbte ihn, daß er aussah wie offene, blühende Rosen.

Die heiden andern trieb es weiter. Flüchtig wateten sie in der weißen Wolke.

Tubinger griff nach seinem Bein, durch das ein jäher Schmerz ging. Aber er sprach kein Wort. Er schleppte sich vorwärts in einem dunklen Trieb.

„Doch das Bein wurde schwächer.“

„Faß mich!“ bat er leise den müden Begleiter. Der packte ihn um den Leib und zerrte ihn mit. So kamen sie in einen schützenden Wald. Dort sanken sie gleichzeitig auf einen Stein nieder, als hätten die Seelen sich vorher verabredet.

Tubinger schloß die Augen. Die brannten ihm vom Feuer des Blutes.

Dann stürzte und stolperte er weiter, müde, blaß und hungrig. Er mochte sich keine Rechenschaft geben, ob er seine Pflicht getan hatte. Wie ein Rad, das weiter muß, weil eine Kraft hinter ihm ist, trachtete er vorwärts. Weg und Richtung waren ihm gleich. Dort hinten irgendwo mußten seine Freunde sein, das ahnte er. Er zählte nicht die Stunden und maß nicht die Straßen, sondern trittete blind mit seinem wunden Bein. Er fühlte den Schmerz nicht, denn das Blut war heiß in allen Fasern. Nur bisweilen ging ihm die Kälte wie ein Schauer über den Leib. Schwer trug er an seinem Körper. Aber das Gewehr hing ihm unterseht über den Rücken.

So wanderten die beiden den ganzen Tag. Ueber Aeder, die unberührt im Schnee lagen; durch Wälder, in denen die Zweige und Aeste unter der Last brachen; durch ein verlassenes Dorf. Die beiden wanderten weiter. Keiner fragte wie weit; keiner fragte wohin. Aber sie fühlten es dumpf.

Doch als die Dämmerung wieder kam, stolperten sie von einer Höhe herunter in ein kleines Dorf, in dem Menschen waren. Menschen. Ja, Soldaten.

Auf der Straße stand ein deutscher Bagagewagen; die Pferde zugebedt.

Tubinger und sein Kamerad erreichten den Wagen und kammerten sich wie Ertrinkende an die vereisten Räder. Sie fühlten keine Freude und keine Ermattung.

Aus dem dunklen Holzhaus trat ein deutscher Soldat.

„Woher kommst du, Kamerad?“

Tubinger hob leicht den Kopf, und sah den Deutschen an und schweig.

Der Deutsche sah die Ermattung seiner beiden österreichischen Kameraden, nahm sie beim Arm und zerrte sie hinein in die warme Käte. Ein Weib mit schmutzigem Haar und rotem Tuch sah auf einem Schemel und schaukelte eine Wiege. Der polnische Bauer stand am Herd und probierte eine alte Peise. Vom Fenster erhob sich ein anderer deutscher Kamerad und half die beiden Oesterreicher hineinziehen.

Da waren die beiden Deutschen und die Polen geschäftig, jenen das müde Leben wieder zu wecken. Man legte sie neben den Ofen, nahm ihnen die Mäde vom Leib, verband Tubinger die Schußwunde und suchte ihnen etwas warmen Kaffee einzulöffeln.

Derweilen wurde es Abend. Der Pole entzündete auf dem Rande des Rauchfanges ein Licht, wart ein paar Stücke Tannenhholz in das Herdfeuer und paffte weiter. „Dobje!“ grinste er und zeigte auf den Herd und die beiden Kranken.

Sonst sprach keiner ein Wort in dem engen Raum. Es war eine fast heilige Stille.

Der eine deutsche Soldat, ein blonder Mann in den besten Jahren, braugte sich über die beiden Oesterreicher und suchte zu helfen. Der andere im braunen Bart sah prüfend die verblühenen Heiligengilder unter der Decke.

Langsam kam den beiden Oesterreichern Kraft und Besinnung wieder.

Tubinger hob den Oberkörper und stützte sich auf beide Arme. „Schönen Dank, Kameraden,“ sagte er leise und blickte dann seinen Gefährten an.

„Erhol dich man,“ ermahnte der blonde Deutsche Tubinger und gab ihm wieder warmen Kaffee.

Am späten Abend saßen die Bier zusammen und sprachen mit leiser, müder Stimme von ihrem Schicksal.

Die beiden Deutschen hatten mit ihren Wagen in dieser Richtung ihre Truppe gesucht, hatten sie aber verfehlt in dem Schneegestöber der beiden letzten Tage. Nun warteten sie auf durchreitende Patrouillen, um ihr Regiment zu erfragen.

Der Wagen wurde auf den Hof gefahren, ganz nahe in den Schutz des Hauses. Die Pferde blieben angeführt. Die beiden Deutschen wachten und horchten.

Die Nacht war klar. Der schwarz-blaue Himmel trennte sich scharf von den weißen Wäldern. Die Sterne blinkten wie tausend silberne Augen.

Plötzlich fuhr über Hof und Straße das Knattern eines Maschinengewehrs. Tal tal tal tal! in abgerissenen Sätzen. Die Pferde bäumten sich vor dem Wagen. Die beiden Deutschen sprangen durch die Tür hinaus. Da knatterte das Gewehr wieder.

„Die Oesterreicher!“ hauchte der Blonde.

Sie rannten wieder hinein, packten die beiden österreichischen Kameraden und zogen sie zum Wagen, hoben sie hinauf, und gleich darauf preschte der Wagen in wildem Bogen um die Ecke. Klatschend schlugen die Kugeln gegen die Wände der Häuser und die Balken des Wagens.

„Jessen! Bist du getroffen?“ schrie den Kutscher der härtige Kamerad an, als der die Bügel aus der Hand ließ. Dieser griff sie auf und jagte weiter über die dunkle, schmerige Straße.

Fris Jessen war eine Kugel durch die linke Schulter gegangen, so daß ihm der Arm schlaff herunter fiel. Aber er biß die Zähne aufeinander, sah kurz nach den beiden Oesterreichern, die hinten auf dem Wagen sich an die Taue und Riemen klammerten und spähte wieder durch die Dunkelheit voraus.

Endlich ließ der Führer die heißen Pferde langsam gehen. Denn sie waren aus der nächsten Gefahr heraus. Nach fünf Stunden unentwegter Fahrt durchfuhren sie die deutschen Vorposten, die eine Höhenstellung der deutschen Regimenter sicherten.

Im nächsten Dorf nahmen sich ein paar Sanitäter der Verwundeten an, und kurze Zeit später darauf fuhren sie mit einer Kolonne weiter zurück dem Lazarett zu. Sie sprachen nicht miteinander. Nur dann und wann ein karges, notwendiges Wort. Beiden schloß die Ermattung den Mund.

Der Lazarettzug brachte sie zusammen in ein deutsches Lazarett.

Da lagen sie nun unter weißen Decken in einem großen, hellen Raum und schliefen.

Am Morgen fühlten sie die Wohlthat des Schlafes. Es war seltsam, sauber zu sein und ohne Müdigkeit. Der Kaffee schmeckte ihnen wie ein lieblicher Wein.

Sie saßen im Bett und sprachen miteinander. Das erste Mal. Sie hatten ein Bedürfnis zu sprechen, auch die Seelen wollten frei werden und sich erholen.

Der Oesterreicher war gesprächiger. Der blonde Deutsche hörte dem munteren Kameraden gern zu. Die Schwester lächelte, wenn sie vorbeiging.

Am anderen Tage begann der Oesterreicher von sich zu sprechen, von seinem Zuhause und seiner Heimat. Da wurde auch der Deutsche lebendiger. Das Wort Heimat weckte ihn. Er empfand es wie einen süßen Ton. So seltsam hatte ihn das Wort nie berührt wie hier.

Der Oesterreicher erzählte von seinen Bergen, die bunt seien von hundert Farben und müde wie der Mai. Und die Häuser liegen wie Spielzeug am Abhang. Die Dörfer sind heiter und die Menschen leicht. Und der Abend hört ihrem freien Singen so gern zu.

Fris Jessen horchte und horchte. So war sein Dorf nicht, dort oben in der hollsteinischen Ebene. Seine Leute waren anders. Die Häuser breit und schwer wie Felsen im Sturm. Kein buntes Land, aber satt von Schönheit und Farbe. Nur das Singen der Mädchen auf der abendlichen Dorfstraße war dasselbe.

Und doch so verschieden es war, hörte er gern die Worte des Oesterreichers. Denn es war die Heimat, von der jener erzählte. Dasselbe deutsche Land, derselbe freie Ader.

Am Abend sagte Fris Jessen zu dem Oesterreicher: „Weißt du, das ist doch schön, wenn man nach langer Zeit wieder einmal von seinem Dorf und Haus sprechen darf. Ja, das ist schön.“ Dabei schaute er mit großen Augen durch das Fenster ins Grüne, als wollte er seine Sehnsucht hinaustragen ins Freie. Tubinger wollte ihm danken für das, was er ihm getan hatte. Jessen wehrte ab. „Was ist denn los? War das denn viel?“ Und nach einer Pause.

„Es war ja ein bisschen gefährlich. Aber es ging doch noch ganz gut.“

Dann redeten sie wieder von vielen Dingen und lachten zum ersten Mal.

Mitten im Gespräch wurde Jessen plötzlich still. Ihm ging etwas durch den Kopf.

„Tubinger, du sollstest mit mir kommen,“ sagte er kurz und hart.

Der Oesterreicher sah ihn an. „Was meinst du?“

Da schwing Fritz Jessen verlegen.

„Was wolltest du denn?“ fragte Tubinger noch einmal.

„Du sollstest mit mir kommen. Auf mein Dorf. Mein Haus will ich dir zeigen und meinen Hof und meine Frau und die Kleinen,“ entwortete Jessen langsam. Und bei jedem Worte ging ihm ein freudiges Gefühl durchs Herz, das ihn leichter machte. Das ausgesprochene Wort weckte alle schönen Erinnerungen.

Jessen mochte den Oesterreicher nicht ansehen, als schäme er sich.

„Aber wann soll ich in mein Haus?“ forschte Tubinger.

Da wurde Jessen traurig, denn er fühlte, daß dieses Wort schmer war.

Aber nach einer Weile fragte er wieder wie ein Kind, das trotz des Verbotes der Mutter immer wieder kommt und bittet. Tubinger sann. Doch er wagte nicht ab. Dann sagte er plötzlich mit einer Stimme, die so frei und treu klang: „Ich will kommen, Jessen.“

Fritz Jessen lächelte vor Stolz.

Noch vier oder fünf Wochen lagen die beiden im Lazarett.

Da waren sie schon vorbei.

So fuhr Fritz Jessen mit seinem österreichischen Freunde der holländischen Heimat zu.

Nach langer ermüdender Fahrt verließen sie den kleinen Bahnhof, um das letzte Stück zu Fuß über Land zu gehen. Tubinger zog das Bein noch ein bisschen nach. Jessen trug die Schulter noch in einer Binde.

In die Türen der Häuser und an die Fenster traten die Frauen und Kinder und starrten die beiden seltsamen Wanderer an. Die Gänge liefen schreiend über den Weg, und die Pächter gruben sich in den dünnen warmen Sand ein.

„Fritz Jessen!“, rief eine Alte aus der Tür.

„Tag, Tag,“ erwiderte er. „Was macht Karl?“

Da waren sie schon vorbei.

Fritz Jessen trug ein Herz voll Stolz und Freude. Der Oesterreicher ließ die Augen flut hin- und hergehen.

Nach einer halben Stunde waren sie vor der Tür von Jessens Haus. Fritz Jessen tat, als sei er nie fort gewesen. Er hatte nichts vergehen.

Sie traten über die Schwelle.

„Tag, Christine!“ waren Jessens Worte.

„Tag, Fritz! Wo kommst du denn her?“

Dann geben die beiden sich die Hände. Mann und Frau. Das war ihr einziger Gruß.

„Hier hab ich einen mitgebracht,“ sagte Jessen und zeigte auf den Oesterreicher. „Den hab ich nachts mit dem Wagen aus dem Schnee gefahren.“ Christine wuschte sich die rechte Hand an der Schürze sauber und reichte sie dem Oesterreicher.

„Nun kommt man rein,“ lud Fritz Jessen ein und öffnete die Tür der Wohnstube. Tubinger folgte. Er wunderte sich im stillen über den kurzen Gruß zwischen Mann und Frau, der so gar nicht herzlich zu ihm schien. Aber er fühlte dann doch die Freude, die in den paar Worten lag.

Nun saßen sie zusammen um den runden Tisch. Christine Jessen sprang dann und wann auf, um nach dem Kaffee zu sehen, und so oft sie wieder hereinkam, sah sie ihren Mann mit einem Blick stiller Liebe an.

Später zeigte Fritz Jessen dem österreichischen Freunde Hof und Stall, Schweine und Schuppen. Kein Winkel war da, von dem er nicht erzählen konnte, während der Hund ihm winselnd vor Freunde am Bein hochsprang.

Am anderen Morgen gingen sie auf den Acker. Da war der Knecht beim Pflügen. Sie sprachen von der Arbeit. Tubinger fragte und erzählte, was in seiner Heimat anders gemacht werde.

„Morgen wollen wir mithelfen,“ rief Jessen und schlug dem Fremden auf die Schulter.

„Gewiß, Jessen. Ob wir's noch können?“ lachte der Oesterreicher.

„Das verlerne ich nie,“ sagte Fritz Jessen ehrlich und bekräftigte es mit einem Kopfnicken. Dann gingen sie heim.

Der Frühling strömte durch das Land, war über Bäume und Büsche bunte Schleier, wiebelte den Wind, daß er die Wolken in die Höhe trieb, und freute sich selbst am meisten seines unruhigen Wesens.

In der Frühe des nächsten Tages gingen die beiden Feldgrauen mit dem Knecht zu Acker. Der Knecht führte die Pflüge und Egge wurde draußen bespannt.

Der Oesterreicher griff den Pflug, setzte ihn in die rechte Furche und drückte die blankte Schaufel in den weichen Boden, während der Braune langsam anzog. Tubinger humpelte hinter dem Pflug, daß Jessen lachen mußte. Aber es war ein ehrliches Lachen. Nach

einiger Zeit, als Tubinger mehrere Furchen gezogen hatte, setzte Jessen die Egge ein und trieb den müden Gaul an. Hinter ihm fiel eine Schar Krähen an den Acker. Ein Storch ging in einiger Entfernung mit.

Die beiden Männer arbeiteten ernst und still. Jeder wie in früheren Tagen. Ein alter Stolz kam in ihnen hoch, den hatten sie nicht verloren. Es war bei beiden das gleiche trotzig Gefühl.

Als sie wieder heimwärts gingen, sagte Tubinger und lachte laut: „Das hält' ich mir auch nicht träumen lassen, daß ich hier sollt' noch mal einen Acker pflügen!“

Vermischtes.

• Der zahme Kuckuck. Die deutliche Kriegsgeschichte ist reich an humorvollen Geschichten, vor allem auch an solchen, in denen sich das naive Heldentum deutscher Soldaten in unbewusster Natürlichkeit offenbart. Es war in der Schlacht bei Nöckern am 16. Oktober 1813, dem Vorspiel zur Völkerschlacht bei Leipzig. Da bemerkte bei einem Angriff des Mecklenburg-Stralitzschen Husaren-Regiments der Husar Timm, wie zwei französische Offiziere zu Pferde das allgemeine Getöse benutzten, um sich seitwärts in die Büsche zu schlagen. Schnell setzte er ihnen nach, ritt einen nieder und hieb auf den anderen ein. Da sah er, wie der Offizier ängstlich mit dem Oberrock etwas Blankes zu verdecken sich bemühte. Ein Dieb zwingt den Offizier, seinen Schatz fahren zu lassen, um sich durch die Flucht zu retten. Timm hebt die blaune Beute auf und rüft erstaunt aus: „Niel emol een Kuckuck!“ Es war ein goldener Adler der französischen Kaisergarde, der einzige, der im Völkerringen in und um Leipzig in die Hände der Verbündeten fiel. Als Timms Regiment sich gesammelt hatte, ließ er einen „Kuckuck“ von den Kameraden bewundern, ein Offizier ward aufmerksam und befragte ihn, was er da habe. „Zo Befehl, Herr Leitmann, 'nen Kuckuck aus Miffing, den ich 'nen französischen Offizier abgenommen hab.“ Der Offizier nahm den Kuckuck und belehrte Timm, daß er einen Adler der französischen Kaisergarde erobert. „Wenn du heute abend noch liegst, melde dich bei mir!“ sagte der Offizier, ließ den Adler in Sicherheit bringen und von neuem gegen den Feind. Timm kam wohlbehalten aus dem Schlachtgetöse, meldete sich und wurde mit seinem „Kuckuck“ zu Blücher geschickt, der ihn belobte und versprach, höheren Orts von seinem guten sang Meldung zu machen. Dies geschah auch, und zwar beim Einzuge der Büchlichkeit in Leipzig am 19. Oktober. Timm wurde dem Kaiser Alexander und dem König Friedrich Wilhelm III. vorgestellt, und der „Kuckuck“ ging bei den Fürsten und deren Gefolge von Hand zu Hand. Da aber sagte Timm: „Nu, as (da) ick den Rabvogel (Raubvogel) tamm (zahn) malt baw, nu mögt ju (thr) em mal up de Finger huppen laten; vorvorjstern häeret (hätet) ju dat schollen blieven (bleiben) laten, met em to speelen!“

Büchertisch.

— „Das Buch für Alle.“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.) Die Entdeckung eines getrennten Bildungsses des Komponisten der „Nacht am Rhein“, Karl Wilhelm, der uns vor mehr als 60 Jahren die kraftvoll schöne, schon 1870 ins Volk übergegangene Melodie zu Schneckenburgers Dichtung gab, gelang der Zeitschrift „Das Buch für Alle“. Das neueste Heft enthält eine Wiedergabe des Originalgemäldes von Franz Sitt in Schmalfalden, das im Besitz der Stadtgemeinde Zurlingen vorgehunden wurde. — Auch die übrigen zahlreichen Abbildungen der uns vorliegenden Nummern bekräftigen den guten Geschmack und das ernsthafte Bemühen, den Lesern echte Kunst und interessante Darstellungen zu bieten. Wir erwähnen beispielsweise das nuchtige Bild von Curt Schulz: „Die Kosaken des Jaren“, „Der Abchied des einberufenen Landeschützen“ von Fritz van der Benne; „Die Erstklärung einer russischen Stellung in Kurland“ von Professor Anton Hoffmann oder Mottos aus glücklichen Friedenszeiten, „Die Bemerkung“ von Klimsch, „Peristyl“ von Leopold von Rothaug oder das fernhumoristische „Der letzte Zahn“ von H. West und „Im Klosterhall“ von Professor Fehr.

— „Für fleißige Kinderhände“, Anleitung zur Herstellung von Kinderarbeiten nach den Erziehungsprinzipien Friedrich Fröbels von Hedwig Seidel. Reich illustriert. Preis 60 Pfg. Verlag der Jaegerschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Berlin. — Alle möglichen Kunstarbeiten, Flechtwerk, Papierknäuferei, Näharbeiten, Ausfertigung von Christbaumtischmuck, Papp- und Stäbchenarbeiten usw. werden in dem Büchleichen beschrieben.

Charade.

Einen Giganten des Meeres, ein anhaltisch' Städtchen zur Hälfte, Daß du geschickt sie vereint, Klingt dir ein lieblicher Tanz.. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

C L A R A
L Y R A
A R M
R A
A